Reiseerinnerungen aus Borneo

Autor(en): **Büttikofer, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern**

Band (Jahr): **28 (1927-1928)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-322731

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Reiseerinnerungen aus Borneo.

Lichtbildervortrag in der Geographischen Gesellschaft in Bern, 30. November 1926.

Von Dr. J. BÜTTIKOFER.

Mit vier Tafeln.

Es kommt mir fast wie eine Anmassung, um nicht zu sagen wie eine grosse Unverfrorenheit vor, wenn ich es wage, Ihre Aufmerksamkeit mit meinen Reiseerinnerungen aus der Niederländischen Borneo-Expedition von 1893 und 1894 in Anspruch zu nehmen.

Liegt doch diese Reise zeitlich so weit hinter uns, dass sie, oberflächlich betrachtet, kein Recht auf Aktualität mehr beanspruchen darf.

Obwohl aber seit dieser Expedition schon 33 Jahre verflossen sind, hat sich doch während dieser langen Zeit im Innern von Borneo so wenig geändert, dass das, was ich Ihnen heute abend mitzuteilen wünsche, in jeder Hinsicht ebensogut auf die heutigen Zustände Anwendung finden könnte.

Die grosszügig angelegte Expedition wurde von der holländischen « Gesellschaft zur Förderung der wissenschaftlichen Erforschung der Niederländischen Kolonien » veranstaltet und finanziert und von der Niederländisch-Indischen Kolonialregierung aufs tatkräftigste unterstützt.

Mit den geologischen Forschungen wurde Prof. Molengraaff aus Amsterdam betraut, mit der botanischen Dr. Hallier aus dem Botanischen Garten in Buitenzorg, während mir selbst — ich war damals noch Konservator am zoologischen Reichsmuseum in Leiden — die zoologischen Untersuchungen aufgetragen wurden.

Dr. Nieuwenhuis, Militärarzt in holländisch-indischem Dienst, wurde der Expedition als Arzt und Ethnograph beigefügt.

Dem wissenschaftlichen Stab war die grösstmögliche Bewegungsfreiheit gestattet und es konnten die einzelnen Mitglieder demzufolge zeitweise von den andern getrennt arbeiten.

Eine vortreffliche Stütze hatte ich an Moret, einem Kolonialsoldaten, der mir vom indischen Armeekommandanten für die Dauer der Reise als Begleiter zur Verfügung gestellt worden war.

Zweck der Expedition war die wissenschaftliche Erforschung von Zentral-Borneo, und mehr speziell des Stromgebietes des Kapuas, des grössten Flusses von Borneo, der in der Mitte der gebirgigen Insel entspringt und, in endlosen Windungen in ost-westlicher Richtung dem Äquator

folgend, in den Alluvialniederungen ein grosses Delta bildet, durch dessen Arme er seine gewaltigen Wassermassen an der Westküste ins Meer wälzt.

I. ALLGEMEINES ÜBER LAND UND LEUTE.

Während Sumatra, Java und Bali, die grossen westlichen Randinseln des malaiischen Archipels, von hohen, jetzt noch tätigen Vulkanen geradezu strotzen, besitzt das zentral gelegene Borneo keinen einzigen solchen mehr.

Der einzige über 3000 m hohe Berg dieser Insel ist der im äussersten Norden stehende, längst erloschene Vulkan Kinibalu, ein Riesenkegel von 4566 m, also noch beinahe 100 m höher als das Matterhorn. Borneo, die drittgrösste Insel der Erde, ist fast ganz mit Wald, grösstenteils Urwald, bedeckt und im Gegensatz zu der viel kleineren Insel Java, die über 36 Millionen Einwohner zählt und stark an Überbevölkerung leidet, nur äusserst schwach bewohnt.

Die ursprünglichen Bewohner der Insel sind die Dajaks, ein schön gebauter, kräftiger Menschenschlag mit hell gelblicher Hautfarbe, die stark an diejenige der Chinesen erinnert.

Als weitere Ureinwohner der Insel sind noch die menschenscheuen, zigeunerhaften Punans und Bukats zu erwähnen, die in kleinen Trupps in den fast unzugänglichen Gebirgswäldern des Innern herumstreifen, keine festen Wohnstätten haben, keinen Ackerbau treiben und sich ausschliesslich von Jagd und Fischfang und Früchten des Waldes ernähren.

Schon frühzeitig sind die mohammedanischen Malaien, ursprünglich ein Volk von Fischern und Seefahrern, in Borneo eingedrungen, wo sie sich an der Küste, namentlich in der Nähe der Flussmündungen, niederliessen und von ihren Schlupfwinkeln aus als gefährliche Seeräuber das Meer unsicher machten.

Später, als ihnen durch holländische und englische Kreuzer der Seeraub unmöglich gemacht wurde, haben sie sich längs der grossen Flüsse, namentlich an den Einmündungen bedeutender Nebenflüsse, fest angesiedelt und die eingeborenen Dajaks unterjocht oder weiter ins Innere verdrängt.

Sie leben jetzt fast ausschliesslich vom Tauschhandel mit den Eingebornen, welchen sie die in den Wäldern gesammelten Landesprodukte, namentlich Rotang, Guttapertcha, Kautschuk, Dammarharz und wildes Bienenwachs abkaufen und den ihnen auf dem Fusse folgenden chinesischen Kaufleuten weiter verkaufen.

Diese bezopften, schlitzäugigen Asiaten haben an günstigen Uferstellen bis weit ins Innere hinein, namentlich in den Ansiedelungen der Malaien, grosse Kaufläden, sogenannte Tokos, errichtet, in welchen alle nur denkbaren Importartikel zu haben sind.

Dieser Tauschhandel mit den Dajaks und Malayen hat so gewaltige Dimensionen angenommen, dass eine eigene chinesische Flussdampferverbindung mit Pontianak an der Westküste und ein wöchentlicher Dampferdienst zwischen Pontianak und Singapore unterhalten werden kann.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen über die verschiedenen Bevölkerungselemente muss ich nun nochmals auf die wichtigsten dieser Einwohner, die bereits erwähnten Dajaks, zurückkommen.

Diese sesshaften Dajaks treiben zu ihrem Lebensunterhalt hauptsächlich Landbau, eine Art Raubbau, indem sie ein Stück Urwald niederschlagen und wegbrennen und diese Lichtungen mit Reis, Mais, Maniok und Bananen bepflanzen.

Sobald der Boden erschöpft ist, wird er verlassen und werden neue Pflanzungen, sogenannte Ladangs, angelegt.

Schon nach wenigen Jahren ist dann der verlassene Boden wieder mit hoch aufgeschossenem Wald bedeckt.

Ausser dem Landbau und dem Sammeln von Waldprodukten beschäftigen sich die Dajaks auch mit Jagd und Fischfang und dem Anfertigen von Sampans, schlanken, aus Baumstämmen ausgehöhlten Kähnen, wie sie uns, obwohl viel plumper von Form, schon aus der Pfahlbauzeit bekannt und auch heute noch bei allen Naturvölkern der Erde gebräuchlich sind.

Auf der Jagd bedienen sie sich des Sumpitans, eines über zwei Meter langen Blasrohrs von Eisenholz, aus welchem sie kleine Pfeile mit vergifteten Spitzen auf das Wild und bei Kopfjagden auch auf die Feinde abschiessen. Viele Jäger haben dabei eine so grosse Treffsicherheit erreicht, dass sie selbst kleine Vögel aus hohen Bäumen herunterblasen. Am vordern Ende des Blasrohrs ist eine bajonettartige, eiserne Spitze angebracht, so dass es auf der Jagd auch als Speer gebraucht werden kann, um Hirsche, Wildschweine und anderes Grosswild abzustechen.

Ausserdem trägt jeder wehrhafte Dajak seinen Mandau, eine säbelartige Handwaffe, bei sich, die er ausser zur Verteidigung auch als Buschmesser und selbst zum Umhacken von Bäumen benützt.

Auch werden manchmal im Urwald kilometerlange Wildzäune mit darin angebrachten Fallen angelegt, in welchen das mit Meuten von inländischen Hunden gehetzte Wild, worunter auch Argusfasane und andere Arten von Wildhühnern, gefangen wird.

Beim Fischfang in den fischreichen Flüssen — grosse Seen kommen in Borneo merkwürdigerweise nicht vor — bedient man sich häufig der Djalla, eines grossen Wurfnetzes, ferner eines an der Spitze mit Widerhaken versehenen Speers, und der Reusen und anderer Korbfallen.

Manchmal wird auch das Wasser einer stillen, fischreichen Bucht mit Tuba, einem narkotischen Pflanzensaft, vergiftet, worauf die betäubten Fische oft massenhaft an die Oberfläche kommen und mit Schöpfnetzen gefangen werden. Die bei einem solchen Massenfang erbeuteten Fische werden, sofern sie nicht für den sofortigen Konsum dienen müssen, über dem Herdfeuer geräuchert und als sogenannter Ikankring (Trockenfisch) aufbewahrt oder in den Handel gebracht.

Die Dajaks leben gesellschaftlich in grossen, auf hohen Pfählen er-

bauten, rechteckigen Häusern, die 10—40 und mehr Einzelwohnungen für ebenso viele Familien enthalten.

In manchen Fällen besteht die ganze Niederlassung aus einem einzigen solchen Haus.

In der Regel aber stehen mehrere Häuser, ein Dorf oder K a m p o n g bildend, nahe beieinander, zum gegenseitigen Schutz gegen feindliche Überfälle.

Die Konstruktion der Dajakhäuser zeigt einen ganz eigentümlichen Typus.

Auf den zahlreichen Pfählen — in den Boden eingerammten Baumstämmen — liegt 3—6 m hoch über der Erde der eigentliche Hausflur.

Dieser besteht aus Querbalken und, in Ermangelung von Brettern, darauf liegenden, aneinander gereihten und auf die Balken festgebundenen dünnen Baumstämmchen, die, um das Begehen mit nackten Füssen zu erleichtern, mit Matten von grobem Bambusgeflecht belegt sind.

Auf den kaum 2 m hohen Aussenwänden ruht das aus starken Bambusstangen konstruierte Dach mit Palmblatt oder — wo Palmen fehlen — mit Holzschindelbedeckung.

Das ganze Haus ist der Länge nach durch eine Wand in zwei gleiche Hälften geteilt.

Die eine dieser Hälften wird durch Querwände in so viele Räume abgeteilt, als das Haus Familien beherbergt, so dass jeder Raum die Wohnung einer Familie bildet.

Die andere Längshälfte ist unverteilt und bildet eine lange Galerie, in welcher jede Familie vor ihrer Wohnung eine auf dicker Tonlage angelegte Feuerstelle zum Kochen besitzt.

Die lange Vorgalerie wird zugleich als allgemeines Versammlungslokal und gelegentlich auch als Festhalle benützt.

Eine aus einem einzigen Stück Holz gehauene Tür gibt Zutritt aus jeder einzelnen Wohnung zu der Vorgalerie.

Je nach der Grösse des Hauses führen, statt Treppen, ein oder mehrere, mit eingehauenen Stufen versehene Baumstämme, oft ohne jegliche Lehne, vom Erdboden in die Galerie hinauf.

Gewöhnlich dehnt sich die Hausflur ausserhalb der Galerie zu einer Art dachloser Terrasse aus, welche zum Trocknen von Reis und Mais sowie der spärlichen Wäsche benützt wird.

Bei dem ganzen Bau eines solchen Hauses wird kein einziger Nagel und auch sonst kein Eisenbestandteil gebraucht.

Alle Balken, Latten und weitere Bestandteile werden mit Rotan und allerlei zähem Lianenmaterial auf oft sehr kunstreiche Weise miteinander verbunden.

Unter dem Hause zu ebener Erde befinden sich, zum Schutz gegen Mäuse und Ratten, auf niedrigen Pfählen stehende, grosse zylindrische

Gefässe von Baumrinde zum Aufbewahren der Reisvorräte und daneben aus Baumstämmen gehauene Tröge, worin die Frauen ihren täglichen Bedarf an Reis stampfen.

Nach der Arbeit werden die Tröge umgelegt, um deren Inneres gegen Verunreinigung von oben, sowie von seiten der vielen Hunde, Schweine und Hühner zu schützen, die hier unten ihr Wesen treiben und eine Art Gesundheitspolizei ausüben, ähnlich wie früher die herrenlosen Strassenhunde in Konstantinopel, von welchen die Schulbücher in unserer Jugendzeit zu berichten wussten.

Da die Dajaks keine speziellen Aborte kennen, gehen alle menschlichen und anderen Abfälle durch Löcher im Fussboden des Hauses in den Unterraum, wo sie durch dessen Bewohner schleunigst aufgeräumt werden.

Ein rascher und wohlgeordneter Stoffwechsel von oben nach unten und umgekehrt in optima forma.

Die heidnischen Dajaks sind ausserordentlich abergläubisch und die ausgesprochensten Animisten, die man sich denken kann.

Nach ihrer Auffassung ist die ganze Natur erfüllt mit guten und bösen Geistern, H a n t u s genannt, von welchen man sich namentlich die letztern zu Freunden zu halten oder unschädlich zu machen sucht.

Alle möglichen Misserfolge, schlechte Ernten, Kinderlosigkeit, Krankheiten und selbst der Tod werden ihnen zur Last gelegt.

Eine der Hauptaufgaben der eingebornen Ärzte und Zauberer beiderlei Geschlechts besteht denn auch im Besänftigen oder Beschwören dieser bösen Geister und im Bannen derselben in verstöpselte Flaschen, Bambusrohre usw. oder Verwandeln in einen Stein oder sonstigen Gegenstand.

Es wird keine wichtige Reise oder sonst eine Unternehmung begonnen, ohne sich vorher günstiger Vorzeichen, z. B. im Flug von Vögeln, namentlich von Nashornvögeln, versichert zu haben.

Ganz allgemein wird an eine Seelenwanderung nach dem Tode geglaubt.

Um den Seelen der Abgestorbenen, namentlich aus Häuptlingsfamilien, Diener ins Jenseits mitzugeben, wurden früher ganz allgemein Razzias in feindliches Gebiet unternommen, den gefallenen oder meuchlings bei der Feldarbeit ermordeten Feinden die Köpfe abgeschlagen, als Trophäen mitgenommen und zu Hause über dem Herdfeuer getrocknet.

Die Seelen dieser Erschlagenen werden dann als Diener der hohen Abgestorbenen betrachtet.

Wir haben beim Besuche alter Dajakhäuser wiederholt ganze Körbe voll geräucherter Dajakköpfe über den Feuerstätten hangen sehen.

Um den Schwierigkeiten, welche der Kopfjägerei von seiten der holländischen Regierung bereitet werden, aus dem Wege zu gehen, werden nun manchmal Sklaven von andern Stämmen gekauft und zu dem genannten Zwecke ums Leben gebracht, wobei natürlich die grösste Geheimhaltung beobachtet wird.

Trotz der abergläubischen Unsitte des Kopfabschlagens sind die Dajaks

sehr gutmütige, lebensfrohe Leute, deren Hochzeits-, Ernte- und andere Feste oft eine Woche oder länger dauern, und bei denen es gewöhnlich hoch hergeht.

Gegenüber den Weissen sind sie, wenn anständig behandelt, ehrlich und zuverlässig, so dass wir für unsere persönliche Sicherheit nirgends besorgt zu sein brauchten.

Wie schon gesagt, sind die Dajaks ein kräftiger Menschenschlag mit auffällig hellerer Hautfarbe als die der Malaien.

Männer und Frauen tragen ihr schlichtes, blauschwarzes Kopfhaar lang über den Rücken hinunterhangend, die Frauen mitten auf dem Kopf gescheitelt, die Männer das Haar des Vorderkopfes geschnitten und «*en Pony*» auf die Stirn herunterhangend.

Eine eigentümliche Sitte ist das Tätowieren der Haut, das namentlich auf den Oberschenkeln der Frauen Zeichnungen von ausserordentlicher Kunstfertigkeit zur Schau stellt, deren blaue Farbe auf der gelben Haut vortrefflich zur Geltung kommt; ferner das Ausziehen der Haare der Augenbrauen und -Wimpern, das Hohlfeilen der oberen und unteren Schneidezähne, das Tragen von goldenen Stiften in den zu diesem Zwecke durchbohrten oberen Schneidezähnen und ganz besonders das Durchbohren der Ohrläppchen, in welchen erst kleine, dann aber stets grössere Scheiben von Holz und grosse Messingringe getragen werden, welche schliesslich die Ohrläppchen bis auf die Schultern hinunterziehen. Auch werden bei Männern häufig die Aussenränder der Ohrmuscheln durchbohrt und mit zahlreichen kleinen Messingringen oder einzelnen Fangzähnen von Leoparden besetzt.

Bei festlichen Anlässen tragen junge Leute beiderlei Geschlechts häufig ganze Sträusse von Blumen und wohlriechenden Gräsern im Haar.

Die Kleidung ist ziemlich primitiv. Die Kinder bis zu zwei oder drei Jahren laufen gewöhnlich nackt herum.

Bei Erwachsenen tragen die Männer einen langen, schmalen Streifen von Baumwollgewebe oder weichgeklopften Baumbast um die Lenden gewunden, dessen eines Ende als Schambedeckung über den Bauch herunterhängt.

Die Frauen und jungen Mädchen tragen einen S a r o n g , eine Art Lendentuch, um den Unterleib geschlungen, der meist den Oberkörper frei lässt und der bis zu den Knien oder weiter hinunterreicht. Bei der Feldarbeit werden, namentlich von Frauen, regenschirmgrosse, aus Palmblättern geflochtene Hüte getragen.

Als Schmuck werden, namentlich bei festlichen Anlässen, bei beiden Geschlechtern schwere Arm- und Beinringe von Elfenbein, Holz, Kupfer, Messing, Silber und Eisen getragen, oft auch silberne Finger- und Zehenringe, und vielfache Leibgürtel von Messingdraht und von Schnüren mit grossen Mengen von angereihten Silbermünzen in allen Sorten und Grössen, die, je nach dem Reichtum der Besitzer, ein Gewicht von mehreren Kilos erreichen können.

Beinahe das sämtliche Silbergeld, das die Dajaks in ihren Besitz be-

kommen können, wird zu Körperschmuck verwendet, und man kann ruhig behaupten, dass alles gemünzte Geld, das in ihre Hände kommt, für immer dem Verkehr entzogen bleibt.

Auch farbige Glasperlen werden, auf Schnüre gereiht oder auf selbstgefertigte Jacken gestickt, bei festlichen Anlässen auf dem Leib getragen.

Das Betel- oder Sirihkauen ist, wie bei den Malaien und Javanen, auch bei den Dajaks sehr beliebt, und noch viel mehr, wenigstens bei den Männern, das Kauen von Tabak, wobei aber der « Priem » statt in der Wange, hinter der Oberlippe getragen wird.

Die Dajaks sind, wie übrigens auch die Malaien, sehr reinlich und baden sich bei jeder vorkommenden Gelegenheit, was ihnen freilich bei der primitiven Kleidung wenig Mühe macht.

Es muss daher befremden, dass bei den Dajaks herpetische parasitäre Hautkrankheiten ganz allgemein verbreitet sind und auch hartnäckige Augenentzündungen häufig vorkommen.

Auch Malaria ist allgemein verbreitet, und namentlich auf Reisen in den nassen Bergwäldern werden sowohl Eingeborne als Europäer häufig von schweren Erkältungen mit malariaartigen Fiebererscheinungen befallen.

Die Dajaks nähren sich von Reis, Mais, Maniok, Wild, Fisch und etwas Gemüse, und — als Zuspeise — von Bananen und allerlei Baumfrüchten. Als Getränk brauchen sie Wasser und bei festlichen Anlässen Palmwein und namentlich viel « Tuak », ein Gärungsprodukt von unreifen Reiskörnern, dem zur Verstärkung häufig noch etwas Arak (Reisbranntwein) zugesetzt wird.

Die Dajaks sind in zahlreiche Stämme verteilt, die aber keine politische Organisation und keine eigentlichen Oberhäupter besitzen. Dies ist der Grund, warum sie durch die schon frühzeitig eingewanderten Malaien von der Küste und den untern Flussläufen, den einzigen Verkehrsstrassen der Insel, immer weiter nach dem Innern zurückgedrängt worden sind.

Mit Ausnahme von einigen holländischen Regierungsbeamten, Militärs und einigen Kaufleuten findet man keine Europäer im Kapuasgebiet.

Der Grossteil der Besetzungstruppen besteht aus malaiischen und javanischen Soldaten unter holländischen Offizieren.

Obschon der Boden sich vielerorts für Tabak-, Zucker-, Kaffee- und Kautschukbau wahrscheinlich sehr wohl eignen würde, werden Grosskulturen dieser Art, wie man sie in Java und Sumatra und auch in Britisch Nord-Borneo findet, in Holländisch-Borneo nur sehr sporadisch, und im ganzen Kapuasgebiet überhaupt nicht angetroffen.

Dagegen findet man in Holländisch-Südostborneo eine ausserordentlich lohnende, ausgedehnte Petroleumindustrie.

II. REISEERINNERUNGEN.

Nach diesen allgemeinen Skizzen über Land und Leute will ich Ihnen, nun noch einiges aus meinen Reiseerlebnissen mitteilen, die, wie Sie aus

dem bisher Gesagten über die Eingebornen haben schliessen können, ausnahmslos friedlicher Art gewesen sind.

Am 1. November 1893 kam ich nach einer Seereise von vier Wochen an Bord eines holländischen Dampfers aus Genua in Batavia an.

Da sich erst drei Wochen später Gelegenheit bot, die Reise nach Pontianak an der Westküste von Borneo fortzusetzen, verwandte ich die Zwischenzeit zur Besichtigung der Stadt, des weltberühmten botanischen Gartens in Buitenzorg und der Besteigung des über 3000 m hohen Vulkans Gedé, dessen Riesenkrater mit seinen in kleinen Intervallen ausgestossenen Rauch- und Schwefeldampfwolken mir gewaltig imponierte.

An Bord eines andern niederländischen Dampfers trat ich am 17. November meine Weiterreise nach Borneo an und landete nach zweitägiger ruhiger Fahrt durch die mit zahllosen grünen Inseln besäte Javasee in Pontianak, am nördlichsten Deltaarm des Kapuas gelegen, wo ich im Hause von Resident Tromp gastfreie Aufnahme fand.

Zwei Tage später traten wir die Flussfahrt den Kapuas hinauf ins Innere an.

Dr. Hallier, der Botaniker der Expedition, der schon einige Tage vor mir angekommen war, fuhr an Bord des Gouvernements-Raddampfers Djambi, während ich selbst mit meinem Gastherrn, Resident Tromp, an Bord seiner schnellfahrenden Dampfjacht Karimata die Fahrt unternahm.

Der Dampfer Djambi hatte fünf grosse, mit Palmblattdächern versehene indische Kähne, sogenannte Bidars, auf Schlepptau, welche uns auf unsern spätern Reisen im obern Kapuas und seinen Nebenflüssen als Ruderfahrzeuge dienen mussten.

Die Regenzeit, die in dieser Gegend von Oktober bis April dauert, hatte mit voller Wucht eingesetzt, so dass trotz der grossen Strombreite, in der Alluvialebene und selbst weiter oben die Ufer tief unter Wasser standen.

So viel wie möglich Tag und Nacht durchfahrend, kamen wir spät in der Nacht des dritten Tages nach Sintang, einem Platz am Zusammenfluss des breiten, von Süden einfallenden Melawi mit dem Kapuas.

Sintang ist der Sitz eines Assistent-Residenten, der sich auf der Weiterfahrt uns anschloss, und einer Garnison von 150 Mann, meist Inländern unter holländischen Offizieren und einem ebensolchen Militärarzt.

Die Garnison ist in einem mit Palisaden umringten hölzernen Fort (Benting) untergebracht, das die beiden Stromläufe beherrscht.

Nach einer weiteren Tagesfahrt den Kapuas hinauf erreichten wir Smitau, den Sitz eines Kontrolleurs, der mit der Administration über das ganze obere Kapuasgebiet betraut war.

Gleich am folgenden Morgen, nachdem der Djambi ebenfalls angekommen war, wurde unsere ganze Ausrüstung ausgeladen und in einem Haus untergebracht, das der Kontrolleur eigens als Zentralstation für unsere Expedition hatte bauen lassen.

Dann fuhren wir alle weiter, nachdem auch Kontrolleur van Velthuysen an Bord seiner Dampfbarkasse Poenan sich uns angeschlossen hatte.

Zwei Tage später erreichte unsere Flotille Poetoes Sibau, den am weitesten landeinwärts vorgeschobenen holländischen Militärposten, ein auf Pfählen stehendes, mit Palisaden von Eisenholz umringtes, mit Bastionen versehenes Blockhaus mit einer kleinen malaiischen Bemannung. (Seither hat die Regierung auch hier einen Kontrolleurposten errichtet.)

Hier hatten wir während der zwei Tage unseres Aufenthalts eine Unterredung mit einigen Dajakhäuptlingen, die der Resident hatte zusammenkommen lassen, um einige Differenzen zu regeln, den Zweck unserer Expedition verständlich zu machen und deren Mitglieder mit ihren Begleitern ihrem Schutz und ihrer Mithilfe zu empfehlen, die sie uns auch gern versprachen.

Das Auftreten der Flotille mit dem Residenten und seinen hohen Beamten, alle in weissen, goldbetressten Uniformen, hatte seine gewollt imponierende Wirkung auf die einfachen Häuptlinge nicht verfehlt, und da diese ein grosses Gefolge mitgebracht hatten, war mir hier eine prächtige Gelegenheit geboten, zum erstenmal mit den schönen Gestalten und den interessanten Kostümen echter Dajaks Bekanntschaft zu machen.

Nach Smitau zurückgekehrt, begann ich so schnell wie möglich meine zoologische Jagd- und Sammeltätigkeit.

Nur schade, dass diese durch fast tägliche heftige Regengüsse und den hohen Wasserstand, der die niedrigeren Waldgegenden unpassierbar machte, stark beeinträchtigt wurde.

Bei meiner Ankunft in Smitau hatte mir Kontrolleur van Velthuysen drei malaiische, mit Beaumontgewehren bewaffnete, uniformierte, aber barfüssige Polizeisoldaten, sogenannte Pradjoerits, als Schutzleute zur Verfügung gestellt.

Da ich aber keine ständige Leibwache nötig zu haben glaubte, versah ich die drei Mann mit Jagdgewehren, und nach kurzer Zeit hatte ich sie so weit instruiert, dass ich sie selbständig auf die Jagd schicken konnte.

Ausser diesen Leuten hatte ich in festem Dienst meinen aus Java mitgebrachten Jäger und Präparator Doris und meinen javanischen Koch und Hausdiener Parman.

Schon auf einer meiner ersten Jagdexkursionen schoss ich etwas unterhalb Smitau einen weiblichen Nasenaffen (Nasalis larvatus) aus einem Trupp von etwa zehn Stück, der sich lärmend auf den weit über den Fluss hinausragenden hohen Baumkronen aufhielt.

Diese Affen, die nirgends anders als in Borneo vorkommen, gehören zu den grössten aller Schlankaffen, indem sie, den gegen 80 cm langen Schwanz mitgerechnet, eine Länge von beinahe 1,5 m erreichen können.

Das Merkwürdigste an diesen gewaltigen, rothaarigen Affen ist die abnormal lange Nase, die gewöhnlich wie ein breiter Lappen schlaff über die Oberlippe herunterhängt, aber bei Erregung aufgerichtet werden kann.

Beim Auffischen des geschossenen Affen aus dem Fluss, in den er gefallen war, stellte sich heraus, dass er ein kaum sechs Wochen altes, schneeweisses Junges bei sich hatte, das lebend und ganz unversehrt in meinen Besitz kam.

Ich ernährte das bald sehr anhänglich gewordene Tierchen mit kondensierter Milch an der Saugflasche, wobei es sich ziemlich rasch entwickelte und schon nach ein paar Wochen am Kopf den Übergang von Weiss in die rote Färbung der Alten zu zeigen begann.

Um besseres, weniger überschwemmtes Jagdterrain zu finden, verlegte ich mit Dr. Hallier Mitte Dezember meine Station für einige Zeit nach der etwas höher gelegenen Dajakniederlassung Ruma Manual, nördlich von Smitau am Fusse des 1136 m hohen Berges Kenepai.

Die Fahrt nach Ruma Manual machten Dr. Hallier und ich mit unsern Leuten unter Begleitung des Kontrolleurs in drei von unsern grossen, aus Pontianak mitgebrachten Bidars und einigen Sampans, die alle von gemieteten Kulis, meist Dajaks, gerudert wurden.

Erst fuhren wir eine Strecke den Kapuas hinauf und bogen dann in das aus dem Norden einfallende Flüsschen Kenepai ein, das sich infolge der Überschwemmungen stellenweise seeartig erweiterte.

Weiter nordwärts kamen wir endlich in höher gelegenes Terrain, wo das Flüsschen sich allmählich zu einem breiten Bach verengerte, in welchem wir uns auf ausserordentlich zeitraubende Weise, oft selbst mit Gebrauch von Axt und Baumsäge, durch in und über das Wasser gefallene Bäume unsern Weg bahnen mussten.

An einer blossgelegten hohen Uferstelle machten wir kurz vor Einbruch der Nacht halt.

In weniger als einer Stunde hatten unsere Leute aus umgehackten Baumstämmchen und Ästen einen Pondok, eine improvisierte Schutzhütte, errichtet und wurde beim Schein einer Schiffslaterne das inzwischen bereitete Abendessen, gekochter Reis mit etwas getrocknetem Fisch, eingenommen.

Dann legten wir uns auf unsere Matratzen, die mit den in Indien überall gebräuchlichen Moskitonetzen, den sogenannten Klambus, überspannt worden waren, zum Schlafen hin.

Von diesem Landungsplatz bis Ruma Manual war auf Befehl des Kontrolleurs durch die dortigen Dajaks ein für unsere Zwecke genügender Fusspfad durch den Wald geschlagen worden.

Unter Zuziehung dieser Leute zum Tragen unserer umfangreichen Bagage traten wir am nächsten Morgen unsern Marsch nach Ruma Manual an, während der Kontrolleur nach Smitau zurückfuhr und die Bewachung unserer Fahrzeuge einem Schutzmann übertrug.

Nach einem ermüdenden Marsch, teils durch Urwald, teils durch Buschwald, herstammend von alten, wieder sich selbst überlassenen Ladangs, hügelauf, hügelab, auf umgestürzten Baumstämmen Bäche überquerend oder diese durchwatend, kamen wir früh am Nachmittag in Ruma Manual an und wurden vom Oberhaupt freundlich empfangen.

Taf. 1. Büttikofer phot.

Der Tafelberg Tiloeng vom Mandai River aus.
Im Vordergrunde Dr. Büttikofers Barkasse mit zwei Schleppbooten.

Taf. 2. Büttikofer phot.

Schwimmende Wohnungen der Malaien in Smiten.

Taf. 3. Büttikofer phot.

Frau der Kajandajak vom Mendalam River.

Taf. 4. Büttikofer phot.

Frauen und Kinder von Punans, Borneo.

Leider ist mir während der beschwerlichen Reise dorthin mein Nasenäffchen, das ich den Sorgen meines Kochs Parman anvertraut hatte, in einem schweren Gewitterregen nass geworden, hat sich dadurch eine Erkältung zugezogen und ist ein paar Tage später einer Lungenentzündung zum Opfer gefallen.

Wie mancherorts in Borneo, so bewohnen auch hier sämtliche Familien der Niederlassung zusammen ein einziges grosses, auf hohen Pfählen stehendes Haus.

Da gerade einige der 16 Wohnungen leerstanden, weil deren Bewohner auf ihren Reisfeldern kampierten, wurden uns diese Wohnungen zur Verfügung gestellt, und konnten wir gleich nach Ankunft unserer Bagage anfangen, uns wohnlich einzurichten.

Es begann nun sofort eine intensive Jagd- und Sammeltätigkeit, wobei mir auch Eingeborne und deren Kinder, letztere namentlich beim Insektenfang, gute Dienste leisteten und meist mit bunten Glasperlen bezahlt wurden.

Infolge der fast täglich wiederkehrenden gewaltigen Regengüsse war die Luft ausserordentlich feucht, so dass meine rasch anwachsenden Sammlungen immer aufs neue wieder über dem Feuer getrocknet werden mussten, um sie vor dem Verschimmeln zu bewahren.

In den ersten Tagen des neuen Jahres (1894) kehrte Dr. Hallier, von Malariaanfällen geschwächt, nach Smitau und Sintang zurück, um sich unter die Behandlung des dortigen Garnisonsarztes zu stellen.

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Ruma Manual hatte auch ich eine Periode von täglichen Malariaanfällen mit Auftreten von Wassersucht durchzumachen, doch konnte ich diese durch starken Chiningebrauch wieder beseitigen, ohne die Arbeit einstellen zu müssen.

Um einer Rückkehr der Malaria vorzubeugen, beschloss ich, meine Station in die Bergwälder des Kenepai hinauf zu verlegen, an der höchsten Stelle, wo noch fliessendes Wasser zu finden war, mein Zelt aufzuschlagen und für meine Begleiter einen Pondok zu bauen.

Gerade im Moment, als die ganze Bagage schon nach der Bergstation unterwegs war und ich noch Umschau hielt, ob nichts vergessen worden sei, wurde mir die Ankunft eines Holländers (Tuan blanda) gemeldet.

Bei der militärischen Weise von Begrüssung begriff ich sofort, dass ich den schon eingangs erwähnten Soldaten Moret vor mir hatte, der durch Krankheit verhindert worden war, sich gleich zu Anfang der Reise bei mir anzuschliessen.

Da ich ihn, nach seinem Namen urteilend, für einen Franzosen oder Belgier hielt, redete ich ihn auf französisch an.

Nach kurzem Hin- und Herreden stellte sich aber sehr bald heraus, dass er ein Schweizer, gebürtig aus Münchenwiler, also ein waschechter Deutschberner war.

So sprachen wir denn fortan zusammen in der Wildnis von Borneo unser liebes « Bärndütsch », und es wurde uns beiden dabei ganz wohl und heimelig zumute.

Nachdem ich ihm noch rasch etwas zum Essen hatte vorsetzen lassen, traten wir den Marsch nach der Bergstation an, die wir nach ermüdendem, steilem Steigen in etwa zwei Stunden erreichten.

Fast noch mehr als in der Ebene wurden wir in dem nassen Bergwald von Landblutegeln gepeinigt.

Diese Tiere sind in den Wäldern Borneos eine wahre Landplage.

Sie sind kleiner als ihre europäischen Verwandten und leben auch nicht im Wasser, sondern sitzen mit Vorliebe auf Ästen und Zweigen niedriger Sträucher.

Wenn dann Mensch oder Tier beim Vorbeigehen mit ihnen in Berührung kommt, heften sich diese kleinen Vampire des Waldes an ihnen fest und beginnen sofort ihre Saugtätigkeit.

Ein absoluter Schutz gegen diese Tiere ist ausgeschlossen.

Selbst durch die kleinsten Öffnungen der Kleider wissen sie sich durchzuquetschen und auf die nackte Haut, namentlich der Beine, zu gelangen.

Da auf dem beschwerlichen Marsch die Aufmerksamkeit fortwährend durch andere Dinge in Anspruch genommen wird, bemerkt man die Anwesenheit der lästigen Gäste gewöhnlich erst, wenn einem das Blut in den Schuhen zusammenläuft.

Unter einem oder zwei Dutzend läuft die Ernte bei der Untersuchung während einer Marschpause selten ab, und man darf froh sein, wenn die Bisse keine nur schwer zu heilenden Geschwüre zur Folge haben.

Unser Aufenthalt in der Bergstation, etwa 600 m über Meer, dauerte drei Wochen und war, auch was unsere Jagdbeute betraf, sehr interessant.

Fast täglich sahen wir über und um unsere Station Orang-Utans, die in nicht sehr hohen Baumkronen aus eingeknickten und abgebrochenen Ästen ihre storchennestgrossen Schlafnester bauten.

Jeden Tag hörten wir beim Sonnenaufgang und -untergang das laute, melodiöse Jodeln der grauen Gibbons (Hylobates concolor), einer kleinen, sehr lebhaften Art von Menschenaffen, welche, gleich dem Orang-Utan, sich ausschliesslich in den Baumkronen aufhalten.

Auffallend war namentlich früh morgens auch das Trompeten der grossen Nashornvögel und nach Einbruch der Nacht das Sägen, Raspeln und Hämmern von zahllosen Zikaden, der unheimliche Schrei von Nachteulen und von allerlei andern Tieren, deren Artangehörigkeit wir trotz aller Mühe nicht immer feststellen konnten.

Leider war auch hier oben die Jagd sehr ermüdend und zeitraubend, und manche mit Mühe beschlichene Beute ging nach dem Schuss zwischen den überall herumliegenden, oft hausgrossen Felsblöcken und in unzugänglichen Schluchten verloren.

Wiederholt führten unsere Jagdexkursionen uns bis auf den Gipfel des Berges, der mit einem sehr steilen, kurzen Felsgrat gekrönt ist.

Es erforderte eine bedeutende Anstrengung, als wir das erstemal, oft mit Händen und Füssen, den Gipfel erkletterten.

Um den spätern Aufstieg zu erleichtern, liess ich gleich nach der ersten Besteigung die schwierigsten Stellen mit Knüppeltreppen und von Baum zu Baum gespannten Rotangleinen versehen.

Etwa 100 m unter dem Gipfel bleibt der Waldwuchs zurück. Der Gipfel selbst ist mit niedrigem Strauchwerk bedeckt, zum Teil bestehend aus einer Art Rhododendron, dessen Blätter und leuchtend rote Blütenbüschel mich lebhaft an unsere schweizerischen Alpenrosen erinnerten.

Eine wirklich überraschende, gänzlich unerwartete Erscheinung mitten unter dem Äquator!

Das über mannshohe Gestrüpp war so dicht mit Moos durchfilzt, dass wir stellenweise auf der Erde durch ganze Moostunnel kriechen mussten, um den Gipfel zu erreichen, während zahllose Kannen einer das Gestrüpp windenartig durchschlingenden Nepenthes-Art (Nepenthes rafflesiana) ihren Inhalt an Wasser über uns ausschütteten.

Es war ein wahrer Hochgenuss, nach langem, mühevollem Klettern sich auf dem 1136 m hohen Gipfel des herrlichen Sonnenscheins zu erfreuen und eine beinahe unbeschränkte Fernsicht über die weite Kapuasebene mit all ihren Flussläufen und weit im Hintergrund die bewaldeten Bergzüge, die dieses Gebiet einrahmen, zu geniessen.

Winzige Nectarinien mit metallgrün schillerndem Gefieder und feuerroter Brust, die Kolibris der Alten Welt, umschwärmten die Blütenkelche der tropischen Alpenrosen auf der Suche nach Insekten; buntfarbige Schmetterlinge flatterten herum, summende Bienen, Käfer und Fliegen überall, während zwerghafte Salangane, eine Art Geierschwalben, die in den nahen Felslöchern ihre essbaren Nester hatten, kreischend nach Art unserer Turmschwalben, die steilen Felswände umflogen und in weitem Gleitflug ein grosser Raubvogel um den Gipfel seine Kreise zog.

Nur ungern verliessen wir nach einigen herrlichen Stunden diesen luftigen, sonnigen Aussichtspunkt, um wieder in das Dunkel des dumpfen Urwaldes zurückzukehren.

Zu Anfang Februar kehrte auch ich mit meinen Leuten nach unserer Hauptstation in Smitau zurück, wo ich sofort nach Ankunft meine stark angewachsenen Sammlungen ordnete und zur Versendung nach Leiden bereitmachte.

Inzwischen waren auch die beiden andern Mitglieder der Expedition, Prof. Molengraaff und Dr. Nieuvenhuis, in Smitau eingetroffen und hatte auch Dr. Hallier sich wieder uns angeschlossen.

Bald darauf verlegten wir alle gemeinschaftlich unsere Station nach Nanga Raun, einer Dajakniederlassung weit im Innern am Ufer des Mandai, einem grossen südlichen Nebenfluss des obern Kapuas.

Unsere fünf mit Palmblattdächern versehenen Bidars nebst einer Anzahl Sampans, vom Dampfer « Poenan » auf Schlepptau genommen, bildeten eine stattliche Flotille, die erst spät am Abend unseres zweiten Reisetages vor der Einmündung des Mandaiflusses vor Anker kam.

Da die geringe Tiefe des stark gefallenen Mandai dem « Poenan » die

BIBLIOTHEK der E. T. H.
ZÜRICH

Weiterfahrt nicht gestattete, mussten fortan sämtliche Fahrzeuge gerudert werden, was namentlich weiter oben, wo die Stromschnellen stets zahlreicher und wilder wurden, für unsere Leute ein hartes Stück Arbeit war.

Nach fünftägiger anstrengender Fahrt, wobei wir über Nacht meist auf einer hochgelegenen Geröllbank kampierten, langten wir endlich in Nanga Raun, einer aus zwei Häusern bestehenden Niederlassung von Ulu Ajer-Dajaks an.

Das grössere dieser beiden Häuser war 150 m lang und stand auf 568 fünf Meter hohen Pfählen von Eisenholz. Es ist das grösste Dajakhaus, das ich je gesehen habe.

Es wurde damals von 39 Familien bewohnt, während das daneben stehende kleinere Haus nur 9 Familien zählte.

Kontrolleur van Velthuysen, der uns bis hieher begleitet und das Oberhaupt der Siedelung, einen steinalten Mann, für unsere persönliche Sicherheit verantwortlich gemacht hatte, kehrte von hier nach dem auf ihn wartenden Dampfer zurück.

Wir aber machten uns sofort an den Bau eines geräumigen Hauses, das uns für einige Monate als Hauptstation dienen musste.

Nachdem ich eine Woche lang in der Umgegend gejagt und einen misslungenen Versuch gemacht hatte, den sogenannten heiligen Berg Tilung, einen hohen Tafelberg mit senkrecht in die Ebene abfallenden Flanken, zu besteigen, trat ich mit meinen Leuten die Reise nach dem südlich von Nanga Raun stehenden Liang Kubung, einem Tafelberg von etwa 1200 m Höhe, an.

Aus Nanga Raun hatte ich zwei inländische Führer, einen Dajak und einen Punan, mitgenommen, die behaupteten, als Rotangsammler schon früher auf diesem Berg gewesen zu sein.

Mit meinen eigenen und zwölf in Nanga Raun gemieteten Leuten fuhren wir in fünf Sampans mit meiner Ausrüstung und einem Lebensmittelvorrat für vier Wochen, erst eine Strecke den Mandai hinunter und dann links in das reissende Nebenflüsschen Raun hinein. Die nun folgende Fahrt flussaufwärts war ausserordentlich anstrengend.

Da in dem wilden Bergstrom, den ich am besten mit der Lütschine hinter Wilderswil bei Hochwasser vergleichen könnte, der Gebrauch der Ruder unmöglich war, mussten die Sampans mit Stangen zwischen den vielen Felsblöcken durchgeschoben oder an Rotangleinen über reissende Stromschnellen hinaufgeschleppt werden.

Schliesslich mussten wir die Weiterfahrt aufgeben und wir brachten unsere Bagage an Land, um die Reise bergauf zu Fuss fortzusetzen.

Auf einer zwei Meter über dem Wasser gelegenen Uferterrasse errichteten wir schnell einen Pondok, um darin zu übernachten und unsere Sachen unterzubringen.

Während der Nacht überfiel uns ein furchtbares Gewitter, wobei der Fluss plötzlich so hoch stieg, dass er unsere improvisierte Hütte samt Inhalt wegzuschwemmen drohte.

Nach einer schlaflosen Nacht trat ich mit meinen Führern und den verfügbaren Trägern, die ich mit dem nötigsten Gepäck für die nächsten Tage beladen hatte, die Bergreise an, während Moret mit den Polizeisoldaten zur Bewachung und spätern Weiterbeförderung der übrigen Bagage zurückblieb.

Schritt um Schritt mussten die beiden Führer mit ihren Mandaus durch den dichten Wald steil bergan einen provisorischen Weg bahnen, auf dem ich mit den unter ihren Lasten keuchenden Trägern folgte.

Stellenweise waren wir sogar gezwungen, die Traglasten an Rotangleinen über steile Felshänge hinaufzuschleppen.

Gegen Mittag erreichten wir endlich ein breites bandartiges Waldplateau. Dieses war zur Linken von senkrechten, mehrere 100 m hohen Felswänden von vulkanischem Tuff flankiert, aus welchem alle Tafelberge am oberen Mandai bestehen und auf welchen auch das Gipfelplateau des Liang Kubung ruht, während zur Rechten aus tiefer Talschlucht das Rauschen des Raunflusses heraufdrang.

Auf dem durchweichten, mit herabgestürzten Felstrümmern besäten Waldboden fanden wir die Spuren von Nashörnern, sowie deren frische, kuhfladenartigen Exkremente.

Unsern Weg den hohen Felswänden entlang in südlicher Richtung weiter verfolgend, an zahlreichen Wasserfällen vorbei, die zu unserer Linken vom Hochplateau in tiefe Schründe niederstürzten, erreichten wir spät am Nachmittag unter einer einige hundert Meter hohen, überhängenden Felswand einen ebenen, trockenen Platz, wo ich meine neue Bergstation einzurichten beschloss.

Dieser Entschluss wurde mit allgemeinem Jubel begrüsst, da die Träger müde waren und ausserdem einige die Füsse durchgelaufen, andere durch den Druck der Tragriemen wunde Schultern bekommen hatten.

Wir fanden hier die frische Asche von offenbar kurz vorher verlassenen Feuerstätten mit Knochenresten von allerlei Wild, die nach den Aussagen unserer Führer von einem Trupp herumschwärmender Punans, wahrscheinlich Rotangsucher, herrührten, die beim Herannahen unserer lärmenden Karawane die Flucht ergriffen hatten.

Mit Rücksicht hierauf taufte ich unsere neue Station mit dem Namen Punangrotte.

In kurzer Zeit hatten meine Leute den ganz flachen, kahlen Felsboden gesäubert, die zahlreichen von der Felsdecke heruntergefallenen, lose herumliegenden Steinblöcke in den Bergwald hinuntergewälzt, Feuer gemacht, mein Zelt mit Feldbett aufgestellt und ein fröhliches Lagerleben begonnen.

Obschon das Thermometer nicht unter 20° C. sank, fanden wir die Temperatur dort oben, im Vergleich mit derjenigen in der Ebene, reichlich kühl und namentlich gegen Tagesanbruch so kalt, dass ich genötigt war, mir eine zweite Wolldecke bis über die Ohren hinaufzuziehen.

Am Tag nach unserer Ankunft schickte ich die Träger in den Pondok

zurück, um eine zweite Fracht Bagage zu holen. Unterdessen trachtete ich unsere Grottenstation so wohnlich wie möglich einzurichten.

Eine Woche später war Moret mit dem letzten Transport auch angelangt und unsere geregelte Arbeit konnte beginnen.

Wie am Kenepai, so war auch in diesen von tiefen Schluchten durchfurchten Bergwäldern die Jagd sehr ermüdend und zeitraubend, doch erbeuteten wir, wie ich erwartet hatte, zahlreiche Tierarten, die wir bisher noch nirgends angetroffen hatten.

Die Nashörner aber waren und blieben, wahrscheinlich infolge des vielen Schiessens, auf immer verschwunden.

Nach vielen vergeblichen Versuchen war es meinen Führern eines Tages gelungen, das über unserer Grotte liegende Hochplateau zu erreichen, woher sie mir mit nicht geringem Stolz Zweige von Nadelhölzern, Nepenthesbecher und andere Pflanzen mitbrachten, die weiter unten nicht vorkommen.

Am ersten schönen Morgen machte ich mich mit meinen Leuten selbst auf den Weg zum Hochplateau.

Auf weitem südlichem Umweg, wo das Plateau etwas terrassenartig abfiel, gelang es uns, durch Felsspalten und Kamine, teils mit Hilfe von Rotangleinen, eine Terrasse nach der andern zu erklettern und schliesslich das Hochplateau zu erreichen.

Unterwegs schon hatte ich wiederholt Eicheln gefunden, die, nach dem gänzlich verschiedenen Aussehen der reifen Früchte zu urteilen, wenigstens fünf verschiedene Arten, alle mit lanzettförmigen Blättern, repräsentierten.

Auf dem Hochplateau selbst war die Vegetation so total verändert, dass sie selbst meinen Begleitern Ausrufe des Staunens entlockten.

Der Wald, der das ganze Plateau ziemlich gleichmässig bedeckte, war nicht sehr dicht und auch nicht besonders hoch und bestand zum Teil aus Nadelhölzern, zum Teil aus Laubholz.

Bäume und Sträucher standen mangroveartig mit einem Labyrinth von Wurzeln bis mannshoch über der Erde, und diese Wurzeln und sogar die Stämme bis auf drei Meter und mehr Höhe waren mit dicken Kissen von grünem Moos bedeckt.

An jedem Sprösschen dieses von Wasser triefenden Mooses hing ein Tau- oder richtiger gesagt Wassertropfen, so dass die ganze Moosdecke bis weit an die Stämme hinauf wie mit Millionen von Perlen besetzt erschien.

Ein wahrer, verzauberter Märchenwald!

Die ganze Umgebung war still wie ein Grab.

Kein Jodeln von Gibbons, keine Vogelstimme, kein Zirpen von Zikaden — tödliche Stille überall!

Durch die dicke, triefende Moosdecke wurde jeder Laut so sehr gedämpft, dass wir einander schon auf ganz kurzen Abstand nicht mehr hörten und selbst ein in der Nähe abgefeuerter Gewehrschuss nicht mehr gehört werden konnte.

Dadurch waren wir gezwungen, in dichtem Gänsemarsch unsern Füh-

rern auf dem Fusse zu folgen, um einander nicht aus dem Auge zu verlieren, denn einmal verirrt, wäre es fast eine Unmöglichkeit gewesen, sich wieder zurechtzufinden, umsomehr als das ganze Plateau in dicken Nebel gehüllt war und hohe, ebenfalls mit Moos bedeckte Felsbuckel umgangen werden mussten. Nur mit der grössten Mühe waren wir imstande, uns durch das gleichmässig mit Moos bedeckte Wurzelgewirr einen Weg zu bahnen.

Jeden Augenblick sank man, oft bis an die Hüften, durch die trügerische Moosdecke ein, und wenn man sich instinktmässig gegen den Fall schützen wollte, stiess der vorgestreckte Arm nicht selten durch die Moosdecke eines armdicken Stämmchens hin, das man für einen dicken Baum angesehen hatte.

In der Nähe des Nordrandes machte der Wald niedrigem Strauchwerk Platz, das ganz von Nepenthespflanzen durchrankt war.

Diese merkwürdigen Pflanzen, die wir in mehreren Arten antrafen, tragen an jedem Blattende eine an einem dünnen Stiel — der Verlängerung des Blattnervs — hangende, 10—20 cm lange, bauchige, grüne, braungefleckte, mit Wasser gefüllte Kanne, mit deren Inhalt wir beim Durchkriechen reichlich übergossen wurden.

Gegen Mittag am Nordende des Plateaus angelangt, trat ich auf den äussersten Rand hinaus, um Umschau zu halten, doch wurde ich plötzlich von einem der Führer unsanft zurückgerissen.

Auf meinen Protest nahm der Führer, ohne ein Wort zu sagen, meinen Bergstock von Bambusrohr und bohrte damit auf der Stelle, wo ich soeben noch gestanden hatte, ein weites Loch in den moosbedeckten Boden, durch welches ich — mit einem Gefühl von Gänsehaut auf dem Rücken, — Hunderte von Metern tief senkrecht auf den Wald hinuntersah, der den Fuss des Berges bedeckte. Ohne es zu ahnen, hatte ich auf einem dichten Filz von mit Moos bedeckten Baumwurzeln gestanden, der balkonartig mehrere Fuss breit über den Abgrund hinausragte!

Glücklicherweise verzog sich bald nach unserer Ankunft der kalte, dicke Nebel und machte einem herrlichen Sonnenschein Platz, der unsere halberstarrten Glieder wohlig durchwärmte.

An einer durch unsere Leute blossgelegten Stelle konnten wir dann einen freien Ausblick auf das zu unsern Füssen liegende Nanga Raun, die weite Talebene des Mandai-Flusses und die diese Ebene einschliessenden Berge mit ihren meist abgeflachten Gipfeln geniessen.

Inzwischen hatte mein Koch für uns alle auf einem feinen Feuer von einer auch in nassem Zustand brennbaren Art Holz ein warmes Mahl bereitet, und ich konnte mit Hilfe von Aneroidbarometer und Hypsometer (Siedepunkt-Thermometer) bei einer Lufttemperatur von 21° C. die Höhe von 1135 m über Meer feststellen.

Leider machte schon nach kaum einer Stunde ein aus dem Rauntal aufsteigender kalter Wind mit dicken Nebelschwaden der ganzen Herrlichkeit ein plötzliches Ende, und bald darauf prasselte ein sintflutartiger Regen auf uns nieder, der uns zu schleunigem Rückzug zwang.

Zitternd vor Kälte, die sich bei meiner dünnen, gänzlich durchnässten

Tropenkleidung doppelt fühlbar machte, und von dem Hinunterklettern durch die nicht ungefährlichen, nassen Schrunden und Felskamine todmüde geworden, kamen wir erst lang nach Einbruch der Nacht, die unter dem Äquator schon um 6 Uhr beginnt, wieder in unserer Grotte an.

Obschon ich später noch wiederholt das nördliche und auch das etwas höhere südliche Hochplateau besuchte und einmal, nur von meinem Jagdjungen Njurung begleitet, sogar eine unvergessliche Nacht dort oben zugebracht habe, wurde ich nie von ganz gutem Wetter begünstigt, und auch die Jagd hat in dieser Moosregion nur geringe Resultate geliefert.

Unser Aufenthalt in der 800 m hoch gelegenen Punan-Grotte dauerte zwei volle Monate, während welcher Zeit ich reiches Material zusammenbringen und mir ein übersichtliches Bild der ausserordentlich interessanten Gebirgsfauna verschaffen konnte.

Am 5. Mai verliessen wir die uns lieb gewordene Bergstation und kehrten wieder nach Nanga Raun zurück.

Mein zweiter Aufenthalt in Nanga Raun zur weiteren zoologischen Erforschung des Mandaitales war nur von kurzer Dauer und wurde u. a. zu einem Ausflug flussaufwärts nach Rantau Bumbun, einer Niederlassung von sesshaft gewordenen Punans benutzt, deren Oberhaupt mich zu einem Besuch eingeladen hatte.

Dann verlegte ich meine Station für einen Monat nach Pulau, einem Dajakdorf am Sibaufluss, welcher aus dem Norden her gegenüber Putus Sibau in den Kapuas einmündet. Dort hatte ich Gelegenheit, sehr viel Interessantes über Sitten und Gebräuche der freundlichen Bewohner des Ortes zu vernehmen und u. a. einem eine ganze Woche dauernden Hochzeitsfest, sowie der Leichenfeier und der Beisetzung eines Dorfbewohners in einem Leichenhäuschen im Urwald beizuwohnen.

Zu Ende Juli verliess ich Borneo und kehrte von Pontianak auf einem grossen Umwege über Singapore und Deli auf der Ostküste von Sumatra nach Batavia und bald nachher nach Leiden zurück.

TAFEL I:
Der Tafelberg Tiloeng vom Mandai River aus.
Im Vordergrunde Dr. Büttikofers Barkasse mit zwei Schleppbooten.

TAFEL II:
Schwimmende Wohnungen der Malaien in Smiten.

TAFEL III:
Frau der Kajandajak vom Mendalam River.

TAFEL IV:
Frauen und Kinder von Punans, Borneo.